

DER BAZAR

Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: Vom Freienwalder Jubiläum. — Ein Pfingstfest. Von Carit Ellar. Deutsch von Emil Jonas. (Schluß.) — Ueber Feld. Gemälde von G. V. Seymour. — Ein altes Bildchen. — Mode-Notizen. — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildungen). — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 33. — Vier Rebus-Aufgaben. — Schach. — Correspondenz. — Zur gefälligen Beachtung.



Vom Freienwalder Jubiläum. Das Gefolge der Kurfürstin Dorothea. Gezeichnet von Bertha Sell.

Ein Pfingstfest.

Von Carit Etlar. Deutsch von Emil Jonas.
(Schluß.)

Der Wald war feucht und frisch, es duftete darin, schwelte und brach, und aus der Vernichtung schoß die Erneuerung in den verschiedensten Formen hervor. Der Buchfinte lief vor ihm auf dem Wege, die Krähen flogen schreiend über seinem Haupte und die Waldelster und der Specht, die Amsel, die Drossel und der gesellige Staar flatterten und fangen, und jeder auf seine Weise lockte das Weibchen oder suchte mit demselben ein Versteck zu einem gemeinsamen Nest.

Da kam die Sonne über die Spitzen der Bäume und ergoß ihr warmes und goldiges Licht in langen zitternden Streifen zwischen das Laub der Zweige und zeigte das junge Grün in tausend reichen und wechselnden Schattierungen.

In demselben Augenblick ertönten die Kirchenglocken drüben in Helsing, erst die eine langsam, traurig und feierlich, dann folgte die der Nachbarkirche, dann eine dritte; es klang wie ein Gesang über die Wiesen hin; die Hähne krächzten aus der Hütte des Waldauffsehers und die Hunde des Forstraths bellten. Das Echo aller dieser Stimmen widerhallte von den Waldhügeln und Alles wurde licht, bekam Farbe und Strahlen und gewann eine besondere Schönheitsfülle für ihn, der drinnen im Walde stand und lauschte und nach allen Seiten sich umschaute.

„Es leuchtet und scheint um mich her,“ sagte er zu sich selbst, „es jubelt und singt, und es ist mir, als ob Wald und Feld sich zur Hochmesse an dem großen Fest geschmückt haben, das die Kirchenglocken in dieser Stunde einläuten.“

Es war seine eigene Stimmung, die dem Bilde die reichen Farben verlieh. Er erinnerte sich in diesem Augenblick gar nicht, daß die Natur an jedem wolkenfreien Sommermorgen sich mit gleicher Feiertracht schmückte. Es gibt nur wenige Kirchengänger zu diesem Feste.

Eine Zeit lang schritt Jens Karbo getrost auf dem schmalen, sich schlängelnden Stege dahin, der durch den Wald führte. Sein Gesicht war blutroth, seine Stirn perlte. Der Talar auf dem Stock beschwerte nicht wenig seine Schulter. Er war nicht daran gewöhnt, so weit zu gehen, besonders ohne Schuhe und Strümpfe, und er sah höchst jämmerlich aus, als er auf dem schmalen Wege balancirte, nach den gebneten Stellen ausschaute, weil seine Füße ihn zu schmerzen begannen.

Charlotte Viehl erzählt in ihren historischen Briefen, aus denen der Stoff zu dieser wahren Schilderung entnommen ist, daß an diesem Tage „eine außerordentlich große Hitze herrschte.“ Jens Karbo war ganz derselben Meinung; er blieb hin und wieder stehen, um zu verschäufeln, ging dann wieder ein wenig vorwärts und setzte sich schließlich unter einer alten Buche zur Ruhe, deren herabhängende Zweige ihn gegen die Sonnenstrahlen schützten. Hier nahm er sein Frühstück hervor und stieß ein befriedigendes Ah! aus, indem er aus der kleinen Flasche, die Ane-Malene hatte mitfolgen lassen, trank.

„Das ist Johannisbeerwein, womit das gute Mädchen meine Flasche gefüllt hat. Sie weiß stets herauszufinden, was Einem nöthig ist. Also in zwei Stunden werde ich vor dem Könige stehen, laß uns sagen in zwei und einer halben Stunde, dann gilt es, die rechten Worte zu wählen, um sein Herz zu rühren. Zuerst verbeuge ich mich dreimal, dann sage ich — ja, wie war es doch?“ Jens zog einen kleinen Zettel hervor, den er gestern Abend geschrieben hatte und las den Inhalt. „Gott helfe mir, ein gnädiges Ohr bei ihm zu finden. Ob die Reichen und Mächtigen wol die Macht des Wolkhuns begreifen? Ich glaube es nicht. Sie bekommen auch selten den rechten Dank zu hören. Man muß selbst in arger Bedrängniß gewesen sein, um den Lobgesang zu verstehen, der in dem Herzen des Befreiten wohnt. Es kostet der Majestät nur wenig, unser Glück zu schaffen, nur ein einziges Wort, für das er von uns Allen gepriesen und gesegnet werden würde. Ah, was bedeutet wol das? Gesegnet von uns? Das arme Scherlein der Wittve! Aber über dasselbe war doch größere Freude im Himmelreich, als über Alles, was die Reichen opfereten. Wenn ich ihm nur dies sagen könnte, es nur sagen dürfte! Unser alter Pastor würde ja den Rest seiner Tage in Ruhe und Frieden verleben, und seine Tochter! Ah Ane-Malene! Sie ist mein allerbestes Glück. Herr, mein Gott und Vater, sei gepriesen!“

Er kniete, er streckte die Hände empor und fügte flüsternd hinzu: „Dem, welchen Gott segnen will, gibt er ein treues Weib.“

Dann stand er auf und schritt weiter hinüber nach Röddebo, von wo der Weg nach Fredensborg führt. Am Ufer des Esrom-Sees setzte er sich wieder zur Ruhe, nachdem er die Schuhe angezogen und sich aufs beste mit dem weißen Halstuch und dem neu geplätteten Kragen geschmückt hatte. Das Ziel seiner Reise lag sichtbar vor ihm. Ueber der neuen Plantage am See konnte er die kupferbedeckte Kuppel des Schlosses Fredensborg gewahren.

Jens Karbo hatte gegen fünf Stunden zu dem Wege ge-

braucht, er war daher müde und abgesspannt und fühlte überdies eine zunehmende Beklommenheit, je mehr er sich dem Schlosse näherte. Er fand es noch zu früh am Tage, um sich zur Audienz zu melden, und beschloß, ein wenig zu warten, bevor er weiter ging. Er versuchte in der alten Postille zu lesen, allein die Gedanken wollten nicht recht am Buche haften bleiben. Er überblickte die Gegend; der See lag spiegelglatt und unbeweglich vor ihm, die Fische sprangen an die Oberfläche und die Spitzen der Bäume spiegelten sich im jenseitigen Ufer ab; die Vögel sangen, Insecten summteten, das Leben jubelte. Es war dieselbe frische Schönheit, von der er sich heute Morgen in der Frühe so hingerrissen gefühlt hatte, nur in einem andern Lichte und mit einem anderen Ausdruck. Er wiederholte die Einleitungsrede aus dem kleinen Zettel, darauf schlossen sich seine Augen, der Kopf sank auf die Brust und Jens Karbo fiel bald darauf in einen tiefen und ruhigen Schlaf, der ihn zur Zeit den Ort und alle Besorgniß vergessen ließ.

Das letzte, dessen er sich erinnerte, bevor er einschlief, war der Anblick zweier Reiter, welche über den Weg kamen, den er vorhin passirt hatte. Der, welcher voranritt, trug eine silberne Tresse um seine Mütze und einen dunkelgrünen bis an den Hals zugeknöpften Jägerrock.

„Das ist der Forstrath und sein Förster oben von Esrom,“ murmelte Jens, mit den Augen ein wenig blinzeln und schlief ein.

Die beiden Reiter folgten den Krümmungen des Weges längs des Sees und hielten sich im Schatten des Waldes. Bald darauf kehrten sie auf demselben Wege wieder zurück. Als der Erste näher kam, hielt er sein Pferd an und winkte seinen Begleiter zu sich.

„Dort sitzt ein Mann auf einem Baumstumpf, den Kopf auf die Brust gebeugt, er sieht so mager und elend aus, geh zu ihm und höre, was ihm fehlt.“

„Er schläft ganz fest,“ antwortete der Angeredete. „Wenn ich mich nicht irre, ist es der Kaplan von Weiby, eine fromme und gottesfürchtige Person, er hält die Hände über seinem Gebetbuch gefaltet und aus demselben guckt ein zusammengelegtes Papier hervor.“

„Geh und beweiße uns, wach tüchtiger Meisterdieb du bist. Versuche das Papier aus dem Buch herauszunehmen, aber ohne daß er es bemerkt, sonst wirst du mit mir zu thun bekommen.“

Der Jäger trat über den Graben zurück, watete durch das getrocknete Laub vorsichtig mit ausgestreckten Armen und zog das Papier heraus, ohne daß Jens erwachte. Es war das Bittgesuch an den König. Nachdem der Herr dasselbe gelesen hatte, legte der Andere es wieder in das Buch und beide Reiter setzten wolgemuth ihren Weg fort.

Jens schlief noch immer; er hatte nichts gesehen und nichts gehört. Als er endlich erwachte, schlug die Uhr zehn. Es war also die höchste Zeit, weiter zu gehen, wenn er heute den König sprechen wollte. Er warf einen musternenden Blick auf seine Kleidung, strich mit den Fingern durch das Haar, bürstete den Talar und eilte nach Fredensborg.

Als der Lakai den demüthigen Kaplan verlegen und unbeholfen sich innerhalb der Thür im Vorsaale aufstellen sah und vernahm, was er wünsche, zog er die Schultern und antwortete: „Majestät gibt an Festtagen keine Audienz; es müßte denn aus besonderer Gnade sein, oder weil es eine reisende Person ist. Aber wir können ja hören, was der Oberhofmarschall sagt. Treten Sie ein!“ Mit diesen Worten führte er Jens Karbo nach dem nächsten Zimmer und ließ ihn dort warten.

Bald darauf wurde ein kleiner Mann sichtbar, der eine gestickte Hofstrack und das blaue Band des Elefantenordens über der Schulter trug. Er hatte weiß gepudertes Haar und ein mildes und lächelndes Gesicht. Das war der Oberhofmarschall Graf Moltke, ein Herr, von dem sehr viel zu erzählen wäre, wenn er nicht unglücklicher Weise mit der gegenwärtigen Erzählung gar zu wenig zu thun hätte.

Im Jahre 1760 war Moltke bereits ein älterer Mann, obgleich er noch eine lange Lebenszeit vor sich hatte; loyal, treu und klug verstand er es weniger, eine Begebenheit hervorzurufen, als stets das Beste aus derselben zu gewinnen, was zwar kein großes Talent genannt werden kann, aber doch sehr nahe daran grenzt. Er war außerdem schlau und schnell entschlossen, wenn es darauf ankam, zu handeln. Das bewies er, als Frederik V., nachdem er ihn zum Grafen erhoben und zum Elefanten-Ritter ernannt hatte, seine Tochter Katharina zur Königin verlangte. Moltke lächelte, verbeugte sich, bezeugte dem König ein leises Entzücken über eine so große Gnade und schlug das verlockende Anerbieten auf das Bestimmteste ab. Darauf beeilte er sich, seine Tochter mit dem Grafen Hannibal Wedel-Wedelsborg zu verheirathen, obgleich sie noch nicht ihr fünfzehntes Jahr erreicht hatte. Es gelang ihm, den Geheimrath Dehn nach England und Deutschland zu entsenden, um für den König eine andere Gemahlin auszuwählen. Auf diese Weise war es ihm möglich, sich zwischen allen möglichen Schwierigkeiten, Ränken und Intriguen, welche seine Feinde und Neider ihm in den Weg legten, zu bewegen, ohne jemals sich zu irren oder die Gunst

zu verlieren, in welcher er bei den verschiedenen Herrschaften stand, die während achtundsechzig langer Jahre seine Dienste benutzten.

Bei gegebener Gelegenheit verstand Graf Adam von Moltke indeß auch, den materiellen Vortheil wahrzunehmen, sobald Glück und Zufall ihm günstig waren. Zum Beispiel schloß er ein Uebereinkommen mit dem Kammerherrn Brömsen dahin ab, ihm jährlich 3000 Thaler auszuzahlen, wogegen Moltke als Ersatz, wenn der Kammerherr stirbt, dessen Gut Niendorf in Holstein erben sollte. Vier Wochen nach der Unterschrift des Contractes starb Brömsen. Moltke bekam das Gut und verkaufte es später für 80,000 Thaler.

Was Moltke besonders einen Namen unter der großen Menge verschafft hatte und die Eigenschaften, welche später ein Erbtheil in seiner Familie geworden zu sein scheinen, war seine unermüdete Bereitwilligkeit, Jedem zu helfen, der seinen Einfluß suchte. Er verstand in hohem Grade die Kunst, auf solche Weise zu geben, daß es schien, als ob er es sei und nicht sein Klient, dem ein Dienst erwiesen würde. In solchem Falle ging mit seinem vollen und etwas alltäglichen Gesicht eine auffallende Veränderung vor. Es wurde geistreich, fein und sprechend; die kleinen hellen Augen sprühten und glänzten, es verbreitete sich ein Lächeln über seine üppigen Lippen, während er zuhörte, mit dem Kopf nickte, seine Hände rieb und mit dem scharfen Blick eines Kenners bis auf den Grund der Seele drang, die es ihm der Mühe lohnte, zu durchschauen. Der Abstand zwischen ihm und dem Bittenden verschwand, er hielt stets mehr, als er versprach, und die Stimme, der Blick und das Lächeln trugen den Beweis des Glückes, das er selbst dabei fühlte, Jemandem rathen oder ihn retten zu können.

Als der Oberhofmarschall den Kaplan an der Thür stehen und seinen Körper unter den listigsten Verbeugungen verdrehen sah, winkte er ihn zu sich und nahm selbst Platz in einem der großen Lehnstühle.

„Was ist es denn, was Ihr auf dem Gewissen habt? Kommt her, setzt Euch und laßt uns ein wenig mit einander plaudern.“

Jens wurde bei dieser geraden, von Aufrichtigkeit zeugenden Anrede muthig; er setzte sich auf den äußersten Rand des Stuhles, legte seinen Hut auf den Boden, während er die Hand in die Brusttasche steckte und das Bittgesuch herausholte.

Dann erzählte er, wer er sei und die Ursache seines Kommens. Er erzählte eigentlich weit mehr, als er selbst wußte; aber Graf Moltke war ein Mann, der ein Gespräch zu führen verstand, und jede seiner kleinen Bemerkungen und scheinbar unschuldigen Fragen verlangte eine Antwort oder brachte den Andern in eine Spur, die er bestimmte.

Jens rechnete dem Grafen vor, wie viele Jahre er bereits ein Pastorat bei dem Kirchenpatron Grafen Holstein nachgesucht habe, ohne jemals weiter gekommen zu sein. Hin und wieder war es sogar geschehen, daß er bei einer neuen Audienz, nach Verlauf einer langen Zeit, seine Bittschrift ungeöffnet auf derselben Stelle fand, wohin sie der Graf gelegt hatte, was er doch selbst zu entschuldigen unternahm: Excellenz hatten gewiß so viele Geschäfte, außerdem ist er ein alter Mann, und diejenigen, die er vorzog und ihnen ein Pastorat gab, waren sicher würdiger dafür als er, obgleich sie kein besseres Examen gemacht hatten. Heute habe er sich die große Freiheit genommen, nach bestem Vermögen seine betrübten Verhältnisse zu schildern und um das ledige Pastorat in Helsing nachzusuchen. Es sei sein innigster Wunsch, eine Audienz zu erlangen, um selbst Majestät seine Bittschrift zu übergeben und sich seiner hohen Gunst und Gnade zu empfehlen.

„Das läßt sich nicht machen,“ antwortete der Oberhofmarschall kopfschüttelnd. „Se. Majestät empfangen heute Niemand und außerdem habe ich von Allerhöchstdemselben gehört, daß er bereits dieses Pastorat vergeben habe, und daher ist nichts mehr in der Sache zu thun.“

Der Kaplan stieß einen tiefen Seufzer aus. Er saß wie auf Kohlen und drehte seinen Hut; er nahm jedoch die Sache mit größerer Fassung auf, als Graf Moltke erwartet hatte.

„So, es ist also bereits vergeben,“ äußerte er mit trauriger Stimme, „und es ist gewiß der Sohn des Forstraths von Esrom, der der Glückliche geworden ist.“

Moltke lächelte zu dieser indiscreten Frage, aber antwortete nicht.

„Ich kam unterwegs an dem Forstrath und seinem Knecht vorüber,“ fügte Jens erklärend hinzu. „Er ist gewiß hier gewesen, um für die Gnade zu danken. Ja, ja! Ich zweifelte auch daran, daß mir ein so großes Glück beschieden werden würde.“

Damit erhob er sich, begann wieder den Körper unter tiefen Bücklingen zu verdrehen und fragte: „Wollen Eure Excellenz gnädigst mein allerunterthänigstes Gesuch entgegennehmen und Sr. Majestät bei Gelegenheit vorlegen?“

„Wozu soll das nützen, wenn ich Euch sage, daß das Pastorat bereits vergeben ist?“

„Freilich, das ist auch wahr,“ antwortete Jens und verbeugte sich noch einmal, während er die Bittschrift wieder in die Tasche steckte.

„Setzt Euch nur wieder; ich habe mehr mit Euch zu reden,“ sagte Moltke. „Der Pastor Bjerring in Weiby und Tibirke, bei dem Ihr als Hilfsprediger fungirt, ist mir als ein alter Mann, der bereits schwach und schwerhörig, geschilbert worden, so daß er der Last seines Amtes wenig mehr gewachsen scheint; ist dem so?“

„Er ist freilich ein wenig gebrechlich,“ antwortete Jens, „die Beine wollen ihm nicht mehr recht dienen, aber es geht mit Hilfe eines Stockes noch ganz gut. Er bekam den Schaden in einer Winternacht, als wir den starken Orkan hatten, wie Euer Excellenz sich vielleicht noch erinnern werden. Ein fremdes Schiff lag draußen vor dem Dorfe Tidsvilde, es trieb gegen das Land mit einem entsetzlichen Nordweststurm. Wir konnten die Leute auf dem Wrack wehklagen und zwischen den Strandhügeln uns zurufen hören; aber keiner wagte es, hinaus zu gehen, denn der Himmel und das Meer standen in einem zischenden Schaum. Da setzten der Pastor und noch Jemand sich in das Boot, beide sprachen und baten, und die Fischer, welche hinter dem alten Mann nicht zurückbleiben wollten, gingen mit, und auf diese Weise wurden sieben Menschen am Leben erhalten. Aber in dieser Nacht erhielt Pastor Bjerring seine Gicht, die ihn seitdem nicht wieder verlassen hat.“

„Wer war der Mann, der mit dem Pastor zuerst ins Boot ging.“

„Das war freilich ich,“ antwortete Jens, „aber das hatte nicht viel zu bedeuten, denn ich rudere nur schlecht, am liebsten mit dem großen Ruder, und wenn es gegen den Strom geht. Pastor Bjerrings Gehör ist wol auch nicht ganz so, wie es sein sollte, aber er behilft sich doch, und die Gemeindeglieder haben sich nun einmal daran gewöhnt; außerdem stehe ich ihm ja als Kaplan bei.“

„Der Bischof sprach vor einigen Tagen von ihm; der Mann wird in der nächsten Zeit aufgefördert werden, seinen Abschied zu nehmen. Es thut mir leid, Euch mit einer solchen Nachricht betruben zu müssen, mein bester Kaplan! Aber andertheils halte ich Euch am geeignetsten, die Sache auf vorsichtige Weise dem alten Pastor beizubringen und ihn auf das, was kommen wird, vorzubereiten.“

Das Haupt des Kaplans senkte sich unter der Bürde dieser Unglücksbotschaft; er wagte nicht empor zu sehen, aber Graf Moltke bemerkte dennoch, wie erschüttert er war.

„Es ist eine höchst traurige Botschaft und sie wird dem Pastor Bjerring sehr zu Herzen gehen,“ äußerte Jens mit zitternder Stimme.

„Er muß dies doch erwartet haben, scheint mir,“ erwiderte Graf Moltke, „und er wird ja von Sr. Majestät in Gnaden und mit Pension entlassen werden.“

„Ach, Excellenz, das verschlägt nicht viel, der Pastor wird als ein Mann mit Schulden beladen in sein Grab gehen! Er hatte gehofft, sich noch zwei oder drei Jahre halten zu können, dann wäre das Schlimmste überstanden gewesen.“

„Das Pastorat ist zwar nicht groß, aber mir scheint doch, für einen einzelnen Mann und eine erwachsene Tochter genügend; der Pastor muß also große Schulden aus früheren Tagen mit ins Amt gebracht haben oder ein schlechter Haushalter sein. Was ist nun die Ursache? Sprech mir unverhohlen, Ihr könnt Euch mir dreist anvertrauen.“

„Er hat, wie Euer Excellenz zu sagen beliebten, große Schulden aus früheren Tagen zu bezahlen gehabt. Der Pfarrhof in Tibirke war alt und verfallen, als Bjerring das Pastorat erhielt. In einer Winternacht riß der Sturm die Hälfte des Hinterhauses nieder und nun hätte er freilich den Rest erhalten und das alte Haus weiter benutzen können; aber statt dessen baute er ein ganz neues Haus, und wenn Jemand sich darüber wunderte, lachte er auf seine Weise und antwortete: Für das Haus wird mich mein Nachfolger einst segnen. Was man im Winter sät, sproßt im Lenz! Das war die Ursache, weshalb er in Schulden gerieth. Er ist auch nur ein schlechter Haushalter. Segelte ein Fischer heim vom Meer mit zerrissenem Boot, wohnte ein armer Mann draußen auf der Haide, dessen Roggenfeld vom Flugand vernichtet worden war, fehlte Korn bei dem Einen, Brennholz bei dem Andern, wenn der Winter vor der Thür steht — für sie Alle gibt es einen geschlagenen Weg nach dem Pfarrhofe, und Pastor Bjerring wartet darauf, daß man kommen werde, und hat er selbst nichts, dann macht er Schulden für Alle. Ja, gnädige Excellenz erstaunen und lächeln, aber es geht nicht anders zu im Leben; wenn man zwischen armen Leuten jahrein, jahraus lebt, dann werden ihre Sorgen zu unsern Sorgen, sie rücken gewissermaßen Einem näher und schließlich gehören wir Alle zu einer Familie. Pastor Bjerring hat freilich nicht einmal einen Zaun um seinen eigenen Garten, die Knaben pflücken seine Früchte, und er selbst hilft ihnen beim Pflücken. Er ist nur ein schlechter Haushalter.“

Jens Karbo führte das Wort und der Oberhofmarschall schwieg, der demüthige, furchtsame Kaplan nahm einen Anlauf und wurde beredt; wenn er empor sah und ein wenig aufhörte, den Hut zu drehen, begegnete er stets Moltke's milden, theilnehmenden Augen.

„Wie groß ist Euer Gehalt als Kaplan bei dem Pastor?“ Jens lächelte und schwang die Arme ein wenig hin und

her, während er vor sich niederblickte. „Das Gehalt ist nicht sehr groß,“ antwortete er verächtlich, „denn während der letzten Jahre habe ich nur zu einem Paar Stiefel und zu einer neuen schwarzen Tuchweste bekommen; aber ich habe auch nicht mehr verlangt, denn ich wußte wol, daß kein Geld in der Kasse war, und die tägliche Kost hatte ich ja immer.“

„Nun will ich Euch etwas sagen,“ äußerte der Graf. „Ihr seid gewiß eine sehr honette Person, und kommt wieder ein Tag, an welchem Ihr ein wenig Rath und Einfluß nöthig habt, dann wendet Euch an mich; ich werde Euch beistehen, so weit ich kann. Mein gelehrter Freund und College Graf Holstein wird es Euch nicht übel nehmen, denn Ihr seid von heute an mein Klient, versteht Ihr?“

„Dank, Excellenz, Dank!“ antwortete Jens, und allem Gebrauch entgegen ergriff er bewegt, wie er war, Moltke's Hand, beugte sich herab und küßte sie. „Ihr habt Euer Angesicht über mir leuchten lassen, so milde und freundlich, und doch bir ich nur wenig und gering in den Augen der Welt. Excellenz mögen es mir glauben, ich werde Ihre Worte in dankbarer Erinnerung bewahren.“

„Was habt Ihr nun im Sinne, zu thun?“

„Jetzt will ich heingehen und versuchen, denjenigen zum Trost zu gereichen, welche leiden, und eifriger als früher arbeiten, denn jetzt bedürfen sie dies viel mehr. Ich weiß nur nicht recht, was ich ergreifen soll, wenn Pastor Bjerring das Pastorat verliert. Vielleicht kann ich Schulmeister werden, vielleicht Hauslehrer bei der einen oder andern vornehmen Familie. In unserm Hause haben wir stets Vertrauen zum lieben Gott gehegt, er wird uns schließlich helfen und wir bedürfen ja seiner Hilfe in diesem Augenblicke gar sehr.“

„Ja, geht jetzt nach Hause,“ sagte Moltke, indem er die Hand auf Karbo's Schulter legte, „geht und fahret fort, für sie daheim zum Segen zu sein. Erinnert Euch nur, was ich vorhin sagte. Vergesst Ihr, zu mir zu kommen, so werde ich zu Euch kommen, vielleicht bevor Ihr es erwartet. Damit Gott befohlen.“

Ane-Malene hatte den Vormittag in der Tibirker Kirche zugebracht. Als der Gottesdienst beendet war, nahm sie ihr Nähzeug und setzte sich auf einen der Waldbügel, der Aus-sicht auf den schmalen Fußweg bot, auf dem Jens Karbo kommen mußte.

Die Lerchen sangen, die Mücken summten, die Luft war unendlich mild und frisch, der Himmel hellblau, die grünen Roggenfelder wogten um sie und drinnen im Walde rief der Ruckuck.

Sie blickte umher, lächelte und ließ hin und wieder die Hände in den Schoß sinken, während sie in Grübeln versunken die schönsten Pläne für die Zukunft hegte, eine Zukunft für sie und Jens. Jetzt wartete sie nur darauf, daß er bald zurückkommen würde. Sie hatte in der Kirche mit ihm in ihrem Herzen gebetet und gesungen und sie glaubte an die Kraft des Gebets.

Der Abend nahte, bevor Jens sich zeigte. Endlich kam er, langsam, müde und gebeugt, als ob er eine schwere Bürde trage. Sie slog ihm entgegen, aber Worte und Lächeln verschwanden bei dem ersten Blick auf sein bleiches und eingefallenes Gesicht. Als er erzählt hatte, was geschehen war, faßte sie dies Anfangs nicht recht; sie kannte Entbehrungen und Enttäuschungen: das war die Luft, in der sie so lange gelebt hatte; aber daß so urplötzlich ein so großes Unglück kommen könnte, darauf war sie unvorbereitet, und besonders heute.

Sie stand einige Augenblicke wie von einem Schlage getroffen; während sie kämpfte, um sich zu beherrschen, zitterten die Lippen wie im Krampfe und beide Hände preßte sie fest aneinander.

Er hörte ein gedämpftes Weinen, während sie die Arme um seine Schulter schlang und den Kopf an seine Brust stützte; er ließ sie weinen, weil er vergeblich nach milderem Worten suchte und nicht wußte, was er sagen sollte. Es gibt auch keine Worte des Trostes für den Schmerz, die Zeit ist der einzige Arzt; einige meinen zwar, der beste Arzt sei die Betäubung.

Bald darauf erhob sich der gebeugte Kopf wieder; sie streckte ihm ihre kleine von der Arbeit hart gewordene Hand entgegen und flüsterte: „Wie würde ich doch unglücklich sein, wenn ich jetzt allein mit meinem Kummer neben meinem alten, kraftlosen Vater stände, ohne Dich zu besitzen, der uns helfen und rathen kann! Gottes Wille geschehe, wir müssen den Kelch leeren, den er uns reicht! Sorge nicht zu sehr, mein theurer Freund, wir sind jung und zwei starke Schultern tragen viel; ich werde früher aufstehen und ich kann auch wol ein wenig später zu Bette gehen.“

Heute Morgen betete sie für ihn, heute Abend tröstete sie ihn — das war das Loos, das sie von der Liebe verlangte. Darauf kehrten sie nach dem Pfarrhofe zurück, während ihr Blick sich in einander versenkte und sie hin und wieder sich einzelne unbedeutende Worte zuflüsterten, die nur in einer Stunde wie diese zwischen einem Lächeln und einer Thräne verstanden werden.

Der Abendnebel zog einen grauen Schleier über den Wald, die Sonne ging klar und wolkenlos unter, sie be-

merkten es nicht. Die Blüten der Apfelbäume drüben in den Gärten der Bauern erfüllten die Luft und derselbe Vogel sang vor ihnen, dem sie heute Morgen gelauscht hatten, da war es ihre Hoffnung und ihr Glaube, welche Melodie in sein Zwitschern legten, heute Abend hörten sie ihn nicht.

Draußen auf dem Strand erglänzte es wie ein Strom von fließendem Golde. Die Möven schrieten und schauerten sich längs der Küste, und wenn das Sonnenlicht sie streifte, nahm ihre schneeweiße Brust einen rosenrothen Schein an.

Ein Stückchen weiter lag das Wrack einer Yacht, die während des letzten Sturmes an der Küste gestrandet war. Die Nothflagge hing noch in einem der Wanten, der Mast war gebrochen und das Sprietsegel schlängelte sich zum Bug hinab. Das Wasser wogte in weichen, gekrümmten Steifen lieblos um das Wrack und schien ganz unbekannt mit der Ursache des traurigen Schicksals des kleinen Schiffes zu sein; das Meer log und täuschte, wie es stets lügt und täuscht und kehrt sich immer schließlich rächend gegen Jeden, der sich ihm anvertraut.

Bald darauf trennten sie sich.

Als er später des Abends an ihrer Kammer vorüberkam, brannte noch das Licht darin. Er sah sie knieend, die Hände um die Bettposten gefaltet. Weinte sie? Betete sie und suchte nun selbst den Trost, den sie vorhin ihm zu geben bemüht war? Leerte sie den Kelch des Schmerzes bis auf die Reige in diesem Augenblicke der Einsamkeit, oder war es der Schlaf, dessen lichte Bilder sie alles vergeffen ließ, was sich gegen ihr bescheidenes Glück verschworen hatte? Ihr prächtiges Haar verbarg das Gesicht und hing über die entblößten Arme herab wie bei Maria-Magdalena auf Raphaels berühmtem Gemälde. Hin und wieder kam es Jens vor, als ob ein fieberhaftes Zittern seinen Körper erschütterte; er schlich still davon, ohne seine Nähe zu erkennen zu geben.

Vor dem niedergebrochenen Gartenzaune ertönte ein lustiger Gesang. Erich trat ihm entgegen, etwas angeheitert und unsicher auf den Beinen. Er hatte offenbar einen Theil des Abends im Krüge zugebracht.

„Na, Du bist es Jens Jersens Karbo? Wie ging es denn? Du schuldest mir vier und einen halben Thaler. Her damit!“

„Ich habe nichts für meinen Gang gehabt — ich kam zu spät! Das Pastorat war bereits vergeben.“

„Was kann ich dafür, daß Du Dich nicht mehr beeilst? Ich muß Dich um meine drei Thaler bitten, und das sofort! Du hast natürlich Dummheiten geschwätzt oder hast nicht ordentlich gedonnert. Herr Jesus! Ich hätte das sein sollen! Glaubst Ihr Halunken, Ihr Kanakillen, Ihr Haarzöpfe, daß Ihr Erlaubniß habt, die Luft und das Glück zu verpachten, Aepfel zu essen und uns die Körner ins Gesicht zu werfen? Ihr sollt die Hundepetische zu schmecken bekommen, wenn Ihr mir nicht sofort das Amt gebt, denn ich habe meinem lieben Schwager, Erich, dem Sohn des Pastors Bjerring, zwei Thaler versprochen, die er übrigens bereits im Krüge vertrunken hat.“

So würde ich gesprochen haben und das hätte sie gewiß zur Vernunft gebracht. Du mußt mir wirklich den Thaler geben, den Du mir versprochen hast, ich schulde ihn dem Schneider für ein Stück Tuch.“

„Ich habe kein Geld,“ antwortete Jens kopfschüttelnd.

„Welch' einen Lump von Schwager ich doch bekomme!“ rief Erich. „Na, den Kopf empor, Jens! das nächste Pastorat, welches vakant wird, soll das Deine sein, darauf kannst Du Dich verlassen.“

Der Kaplan ging in den Pfarrhof. Erich sang ein Lied, indem er dem Jägerhause zuwankte.

Auf solche Weise verging Christi Himmelfahrtstag. In der folgenden Woche versuchte der Kaplan mehrmals eine Gelegenheit, dem Pastor mitzutheilen, was ihm bevorstände, aber er fand sie nicht; vielleicht bot sie sich, ohne daß er den Muth hatte, sie zu benutzen.

In derselben Woche schrieb er an einen Kameraden in der Hauptstadt, dieser möge sich für ihn nach einem Platz an einer der Schulen, einem vakanten Küsteramt oder nach einer Hauslehrerstelle bei Privatleuten umsehen; er würde, was es auch immer sei, dankbar annehmen.

Als er mit dem Brief nach dem Postamt ging, begegnete er dem Forstrath, grüßte und fragte, ob es ihm erlaubt sei, seiner Wohlgeboren zu beglückwünschen. Der Forstrath hielt sein Pferd an; sein sonnenverbranntes Gesicht lächelte.

„Nun, Ihr habt es also auch gehört? Ja diesmal wurde doch etwas daraus. Sie konnten auch nicht gut den Jungen länger warten lassen, da er in eine so vornehme Familie hinein heirathet und so gute Fürsprecher hat. Uebrigens bekommen wir erst die Ernennung am Sonntag; wenn der Probst kommt, soll die Sache in Ordnung gebracht werden. Wäret Ihr ein vernünftiger Mensch gewesen, Kaplan, und hättet mir Ane-Malene nach meinem Hofe zur Bedienung geschickt, wie ich vor längerer Zeit verlangte, als die vielen Hofherren nach der Jagd bei mir zu Mittag waren, dann hättet Ihr Euch vielleicht auch einen tüchtigen Fürsprecher beim Herrn Grafen verschaffen können. Malene ist ja ein hübsches Mädchen, ja, bei meiner Seligkeit, sie ist ein reiz-

des kleinen Mädchens. Welch schöne Augen! Es nützt nichts, zu spröde zu sein, wenn Jemand in dieser wüsten Welt fort will. Was hat auch ein wenig Tändelei zu bedeuten? Ich habe, bei Gott, noch niemals gelesen oder Leute erzählen gehört, daß ein kleines Mädchen nicht in den Himmel gekommen ist, weil ein Cavalier ihr einen tüchtigen Kuß gegeben. Vornehme Herren sind nun einmal daran gewöhnt, ihren Willen zu bekommen; es nützt nichts, sich demselben zu widersetzen. Für was — ist was! Adieu, lieber Jenz, Adieu! Grüßt daheim!"

Dann pfliff der Forstrath nach den Hunden, knallte mit der Peitsche und ritt weiter.

Am Pfingstsonnabend waren die Leute in Weiby und Tibirke sehr beschäftigt. Frauen und Kinder kamen schaarenweise auf den Kirchhof mit Spaten und Harke und wanden Kränze, um die Gräber ihrer Verwandten zu schmücken. An diesem Tage des Jahres herrschte das regste Leben auf dem Gottesacker. Die Kinder sahen zu und spielten zwischen den Grabhügeln. Wenn die Frauen ausruhten, setzten sie sich neben einander, und während die eine eine Flasche Johannisbeerwein, die andere frisch gebatene Pfannkuchen zum besten gab, erzählten sie von ihm oder ihr, die vor ihnen im Grabe lagen und unter dem kleinen schwarzen Kreuz oder unter dem üppigen Unkrautberge, von einer zusammengefallenen Einfriedigung eingefaßt, schlummerten. Das Vergessene wurde in ihrer Erinnerung wieder lebendig, aber die Geschichte war selten lang. Was ist auch wol von den meisten von uns Anderes zu sagen, als daß wir lebten und starben? Wußten sie zufälliger Weise an dem Tage etwas mehr, so war es stets nur Lobenswerthes.

Woher kommt es, daß wir eine so treue Erinnerung an die Fehler der Lebenden bewahren und doch so geneigt sind, die der Todten zu vergessen? Das kann doch nicht daher kommen, weil der Todte außer Stande ist, sich zu verantworten. Wir griffen ihn ja früher fast stets nur dort an, wo seine Vertheidigung unmöglich war. Der Grund ist wol der, daß die Todten uns Platz machen und uns nicht mehr im Wege stehen. Es entwickelt sich ein bisher unbekanntes Gefühl der Gerechtigkeit bei uns; wir prüfen, wir zweifeln und finden Entschuldigungen, wo früher nur Anklagen stattfanden. So kann es auch geschehen, daß der, den wir verfolgten und dem wir in moralischer Beziehung gern den Hals umgedreht hätten, schließlich in einem Strahlenglanz voll lauter Liebenswürdigkeit erscheint.

Nachdem die Frauen sich ein wenig ausgeruht hatten, eilten sie wieder an die Arbeit. Die Gräber mußten durchaus fertig sein, bevor die Leute morgen in die Kirche gingen. Wenn die Kinder riefen oder zu laut lachten, wurden sie von den Eltern zur Ruhe verwiesen; Alles war so friedlich und freundlich rund um. Der Kirchhof verbindet sich in unseren Gedanken nur mit Trauer und Schrecken, anscheinend zeigte er hier nur Frieden und ernste Erinnerung.

Der Küster war ebenso beschäftigt wie alle übrigen; er kam mit dem Arm voll Buchenlaub zum Schmuck des Altars und der alten geschnittenen Bilder und mit Wachholderzweigen, welche längs des Ganges an den Kirchenstühlen befestigt werden sollten.

Die Sonne schien, oben im Thurm ertönte die Glocke mit einem so traurigen Klang, als ob sie sich über ihren Riß beklage. Auch in den Nachbardörfern erklangen die Glocken, es ertönte wie weiche Melodie in der Luft, wenn sich der Glockenklang vermischte.

Daheim im Pfarrhose saß der alte Pastor Bjerring in einer verschossenen Jacke, eine blau und weiß gestreifte Nachtmütze über das weiße wallende Haar gezogen und schrieb fleißig an seiner Predigt oder richtiger gesagt, er schrieb bloß die Hälfte derjenigen ab, die er bereits bei vielen früheren Pfingstfesten gehalten hatte.

Vor dem offenen Fenster flatterte die Schwarzdroffel in ihrem hölzernen Bauer, auf dem Dache klapperte ein Storch und auf dem Hofe lag der einäugige Kettenhund ausgestreckt in der Sonne und träumte von einem gewaltigen Sieg, den er mit einem feierlichen Bellen besiegelte, ohne daß dieser Lärm den Pastor in geringsten störte.

Da kam der erste Pfingsttag, wolkenfrei und klar wie der Himmelfahrtstag. Von allen Seiten strömten die Bauern zur Kirche; sie waren früher aufgestanden als sonst, um die Sonne am Horizont rundlaufen zu sehen. Unglücklicher Weise war es gerade in dem Augenblick etwas wolkig, als die rothe Feuerkugel am Horizont erschien. Der Himmel war bedeckt, aber was ging das die Sonne an? Daß sie dennoch rundlief, daran zweifelte Niemand. Frohe Gesichter, neue Kleider, Grüsse und Lächeln begegneten sich. Heute ruhte die Arbeit und heute Abend sollte Tanz im Krüge sein, dessen Wirth, außer den gewöhnlichen Geigern, ihnen einen Trompeter von Helsingø versprochen hatte; man bedachte doch, einen wirklichen deutschen Trompeter, vielleicht in Uniform! Alles dies an einem Tage; mehr konnte man doch nicht verlangen, und die Glücklichen genossen den Augenblick.

Die Glocke erklang, als Pastor Bjerring, gestützt auf seinen Stab und auf Jenz Karbo zur Kirche hinauf ging.

Ane-Malene schritt an seiner Seite mit dem Psalmenbuch, das mit einem weißen Tuch umhüllt war.

Der alte Mann war sehr schweigsam und wortkarg heute; das war er übrigens während der ganzen letzten Woche gewesen; Niemand begriff die Ursache, aber seine gedrückte Stimmung verhinderte doch Jenz Karbo daran, die traurige Botschaft vom Grafen Moltke zu besprechen. Zweimal ermannte er sich und flüsterte zu Ane-Malene: jetzt gehe ich zu ihm hinein und sage ihm Alles, aber beide Male legte sie abwehrend ihre Hände auf seinen Arm und bat ihn flehentlich: nicht heute, nicht heute Abend! Er bekommt es früh genug zu wissen. Sie dachte nur daran, den Kummer von ihm so lange wie möglich fern zu halten.

Der Kaplan celebrirte schon seit längerer Zeit die Messe, weil es dem Pastor sehr schwer fiel, so lange zu stehen; dann half Jenz ihm beim Aufgang zur Kanzel, wo er Platz auf einem Sitz nahm, der so hoch war, daß Niemand in der Kirche sehen konnte, daß er saß.

Er sprach über den Text des Tages. Der Meister hatte sein Werk vollbracht und die Jünger verlassen, welche, erfüllt von seiner Lehre der Liebe, nun hinaus in die Welt wandern sollten, um sein Samentorn zu vervielfältigen und es zum Sprossen und zum Blühen zu bringen.

Die Worte des Geistlichen ertönten Anfangs so klanglos, so zitternd und schwach, daß nur die Zunächststehenden im Stande waren, ihm zu folgen. Nach und nach regte es sich in ihm, sein Gedankengang streifte hinüber in das Ergreifende und Persönliche, denn er sprach über sich selbst. Er war während vieler Jahre Leiter und Lehrer einer Herde gewesen, von der einige heute dort unten saßen und ihm zuhörten, während viele andere unter dem Grase ruhten und schliefen; ein geringes Geräth nur sei er, aber Gott sei stark genug, um seinen Willen durch wen immer verrichten zu lassen. Er habe das Samentorn gepflanzt, geläutert und nach bestem Vermögen gepflegt; jetzt nahe der Abend und erinnere ihn daran, daß er anderswo sein Heim habe; sein Werk sei vollbracht und er wünsche nur, daß er mit dem Trost von ihnen gehe, daß er Jemand zum Segen gewesen sei.

Das Tageslicht fiel gerade auf das Gesicht des Geistlichen und seine Stimme zitterte nicht mehr; sein Blick strahlte, die zusammengesunkene Gestalt schien zu wachsen.

Die Gemeinde lauschte mit offenem Munde vorn überbeugt aufmerksam zu, es war für sie alles so verständlich.

Ane-Malene's Augen suchten Jenz Karbo. Beider Gesicht hatte denselben verlegenen überraschenden Ausdruck. Was bedeuteten diese Worte, die den Redner selbst so mächtig ergriffen, daß Thränen über seine Wangen liefen? Wie konnte er so bestimmt auf den Abschied hindeuten, den sie so sorgfältig vor ihm verborgen hatten?

Darauf begann der Geistliche einen andern Abschnitt, in welchem er auf das Wunder mit dem heiligen Geist einging. Seine tiefe Gemüthsbewegung verschwand nach und nach wie Feuer in einem Strohhalme. Er verbreitete sich in Bibelsprüchen, Ausrufen und Phrasen, die den ersten Eindruck schwächten. Die Stimme wurde wieder schwach und klanglos, und indem er seine Predigt schloß, ging sie in ein undeutliches Murren über; sein Kopf sank auf die Brust, er schwieg.

„Weshalb hört er zu sprechen auf, ehe er ganz fertig ist?“ äußerte einer der Bauern in der vordersten Stuhlreihe. „Er ist gewiß krank geworden.“

„Nein, unser Vater ist in Schlaf gefallen. Er ist ein alter Mann, laßt uns still sitzen bleiben, bis er wieder erwacht.“

Der Mann, welcher so sprach, genoß großes Ansehen in der Gemeinde und seine Worte wurden gehört und befolgt.

Der Prediger saß mit geschlossenen Augen in der Kanzel; der ruhige und tiefe Athem verkündete einen sanften Schlummer. Es wurde still und ruhig in der Kirche, als ob sie verlassen wäre; von draußen her erklang ein schwacher Lärm von den Knaben, die zwischen den Gräbern umherliefen und spielten. Die Sonnenstrahlen brachen sich in den grünen Bleisfenstern und zeigten eine Menge Spinnweben, die sich von den Fenstern nach der Wand hin verbreiteten.

Die Gemeinde saß ruhig und schaute sich um, die Köpfe auf die Arme gestützt, welche sich über den Stuhlücken der nächsten Reihe erstreckten. Einige begannen ihr mitgebrachtes Frühstück zu verzehren, obgleich es streng in der Kirchenordnung verboten war, in der Kirche während des Gottesdienstes zu essen und zu trinken. Oben von der Decke ertönte das frohe Zwitschern eines Schwalbenpaares, das vor mehreren Jahren seinen Weg durch eine zerbrochene Scheibe gefunden und sein Nest nahe dem Kronenleuchter gebaut hatte. Dieser Ort erschien den beiden kleinen Vögeln so angenehm, daß sie seitdem jeden Sommer aufs neue ihr Nest in Besitz nahmen, und um den Vögeln ihre Heimath nicht zu versagen, ließ Pastor Bjerring die Scheibe nicht wieder erneuern.

Als die Gemeinde eine gute Weile erwartet hatte, ohne daß der Pastor ein Zeichen zum Erwachen gab, wurde das Kirchengebet vorgetragen und damit war der Vormittagsgottesdienst zu Ende.

In diesem Augenblick ging etwas Ungewöhnliches oben

auf dem Chor vor. Die kleine Seitenthür, die nach dem Kirchhose hinausführte, wurde heftig aufgerissen und der Jägerburische Erich kam hereingestürzt, blutroth im Gesicht und vor Anstrengung keuchend; ein Strom goldgelben Sonnenlichts, Blumenduft und Wärme folgten ihm durch die offene Thür. Er blieb mitten im Chor stehen, schaute sich um, und da er Jenz Karbo wahrte, der im Begriff stand, die zwei großen Wachslichter auszulöschen, rief er athemlos und ächzend: „Lösch die Dinger dort oben nicht aus, die Majestät kommt herein, auch die Königin und alle kleinen Prinzen, Hofleute und Lakaien; sie werden im nächsten Augenblick hier sein. Zuerst begaben sie sich nach dem Pfarrhose, sahen sich um und fragten nach dem Vater, jetzt fährt die Karosse mit ihnen hier herauf. Da sind sie, da sind sie!“

Die große Kirchenthür wurde während des Berichts des Jägerburischen geöffnet, und obgleich die Majestät und der ganze Hof, den Erich erwähnt hatte, sich auf den Oberhofmarschall Graf Moltke und den Bischof Harboe, gefolgt von einem königlichen Lakai mit einem Mantel über den Arm, beschränkte, war doch der Anblick der beiden so vornehmen Herren hinreichend, um die Aufmerksamkeit der Gemeinde zu fesseln.

Die Bauern kamen aus ihren Stühlen hervor, Frauen und Mädchen knirten und stellten sich längs der beiden Seiten auf, während die Fremden vorübergingen. Darauf verließen Einige die Kirche, um die Pferde vor dem königlichen Wagen zu besehen, Andere schauerten sich in einem Kreis um das Chor. Der Forstrath trat einen Schritt weiter vor, strich mit den Fingern durch die Seiten seines krausen Haars, lächelte und verbeugte sich, denn es ahnte ihm, daß dieser Besuch auf die eine oder andere Weise in einer glücklichen Verbindung mit ihm stehen müsse.

Der alte Pastor Bjerring saß während dieser ganzen Zeit oben in der Kanzel, nickte mit dem Kopfe und schlief. Er schlug erst die Augen auf, als eine Stimme ihm ins Ohr flüsterte: „Wach auf, lieber Vater, wach auf! es sind vornehme Fremde in die Kirche gekommen.“

Es war Ane-Malene, die ihn unter den Arm nahm, ihm den Stock reichte und die Treppe herab geleitete, nachdem sie vorher seinen Kragen wieder in Ordnung gebracht hatte.

„Fremde sind da, sagtest du? Es ist wirklich schade, daß sie nicht ein wenig früher kamen, dann hätten sie meine schöne Predigt hören können; sie war wirklich selten so gut, Malene, nicht wahr? Laß mich nun los, mein Kind, jetzt kann ich ganz gut allein gehen.“ Er richtete sich empor und schritt langsam und würdig den Fremden entgegen.

Graf Moltke lächelte, als er ihn kommen sah. Der Forstrath trat einen Schritt zurück; aber es war ihm noch nicht möglich, einen Blick oder ein Zeichen der Wiedererkennung zu erhaschen. Der Oberhofmarschall schritt dem Prediger entgegen und reichte ihm beide Hände.

„Gottes Friede und fröhliche Pfingsttage, alter Herr Bjerring! Wir kommen mit Botschaft und Nachricht von Sr. Majestät unserm allergnädigsten Könige.“

„Nachricht!“ Das war das einzige Wort, das der alte Pastor verstanden hatte, obgleich er sich vorn überbeugte, um die Worte des Grafen aufzufassen. Er nickte traurig mit dem Kopfe und antwortete: „Ich bitte unterthänig um Verzeihung, mein Gehör ist während der letzten Jahre etwas schwach geworden. Nachricht, sagtet Ihr? Ja, ich weiß es wol; ich soll meinen Abschied nehmen; ich habe bereits aus der Residenz einen Brief deshalb bekommen.“

Ane-Malene ergriff seine Hand und flüsterte ihm ins Ohr: „Vater, Vater, du wußtest es?“

„Ja, mein liebes Kind, seit acht Tagen; aber ich schwieg darüber, um euch nicht zu betrüben. Ich konnte in meinem Alter ja auch nichts anderes erwarten und muß meinen gnädigen und hohen Vorgesetzten demüthigst danken, daß sie so lange Nachsicht mit mir hatten und mich in meinem Amte so lange beließen.“

Der alte Pastor verbeugte sich und streckte beide Arme aus; der Bischof beantwortete seinen Gruß, indem er mit so lauter Stimme, daß sie über die ganze Kirche gehört werden konnte, ihn anredete:

„Se. Majestät hat Eurer mehrfach gedacht und mir auferlegt, Euch seiner Gnade zu versichern, und daß sowol besondere Rücksicht auf den Eifer und die Würde, womit Ihr so lange Euer Amt verwaltet habt, wie auch auf Eure erwiesene Mannhaftigkeit und Conduite während des letzten Winters genommen werden soll. Ich wiederhole die eigenen Worte Sr. Majestät, wie es Höchstdemselben beliebte, sich lezhin bei der Tafel zu äußern. Mir ist es freilich unbekannt, was der König mit Eurer Mannhaftigkeit und Conduite meinte.“

Der Pastor Bjerring sah bald den Einen, bald den Andern an und es war ihm unmöglich, die Worte zu fassen; aber da er Ane-Malene's Hand in der seinigen fühlte und aus ihrem seelenfrohen Ausdruck auf etwas Unangenehmes schloß, lächelte er und verbeugte sich aufs Neue.

„Ihr müßt mächtige Gönner in der Nähe des Königs haben,“ fügte der Bischof hinzu, soweit ich mich entsinne,



Heber Feld. Gemälde von G. L. Seymour.

habe ich niemals Gelegenheit gefunden, Euer vor Seiner Majestät zu erwähnen; die genaue Kenntniß Eurer Verhältnisse kommt also nicht von mir."

"Ich bin ganz derselben Meinung wie Eure Hochwürden," antwortete der alte Mann, ohne auch nur ein Wort von dem verstandenen zu haben, was der Bischof gesagt hatte. Er glaubte nur, daß der Satz, den er vorgebracht, auf Alles passen könnte.

Graf Moltke lächelte, schwieg und beobachtete, während seine klugen Augen in ununterbrochener Bewegung blieben.

"Es ist übrigens nicht Herrn Bjerring's Sache, die uns heute hierherführt," fuhr der Bischof fort, "unser Besuch betrifft den Kaplan. Kommt hierher, junger Mann. Ihr seid doch Jenz Iversen Karbo?"

Eine glühende Röthe überlief die Wangen des Kaplans, als die Aufmerksamkeit Aller auf ihn gerichtet wurde. Er trat unter tiefen Verbeugungen hervor.

"Ihr seid es, der eine Bittschrift an seine Majestät wegen des vakanten Pastorats in Helsingør eingereicht hat, nicht wahr?"

"Nein, gestatten Sie mir," antwortete Jenz. "Mein Gesuch wurde nicht entgegengenommen; ich erhielt es wieder zurück, weil ich zu spät kam, und das Amt bereits vergeben war."

"Ihr müßt Euch im Irrthum befinden, denn Se. Majestät hat mir und diesem hochwürdigen Herrn mitgetheilt, daß er die Bittschrift auf dem Wege nach Fredensborg am letzten Himmelfahrtstage erhalten, sie mit großer Aufmerksamkeit zu Ende gelesen und zurückgegeben habe, nachdem er darunter geschrieben: „Bewilligt.“ Ihr wagt doch nicht, die Worte der königlichen Majestät in Zweifel zu ziehen? Deshalb ist Eure Bestallung nun ausgefertigt worden, die ich Euch hier zu überliefern habe. Kniet nieder, Jenz Iversen Karbo, und dankt für die königliche Gnade, denn Ihr müßt wol bedenken, daß Se. Majestät uns an diesem Tage einzig und allein deshalb her sendet, um Euch und dem alten Mann dort ein frohliches Pfingstfest zu bereiten."

Jenz zitterte am ganzen Körper, er streckte die Hand aus, aber er zog sie schnell wieder zurück, als ob er bange sei, den großen Brief entgegenzunehmen. Sein Blick flog von dem Pastor hinüber zu Ane-Malene, dann fiel er auf die Knie und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Was er sagte, was er kämpfend hervorbringen versuchte, konnte Niemand verstehen, denn die Worte wurden unter einem schluchzenden Weinen erstickt. Im nächsten Augenblick lagen zwei Kniende auf den Fliesen der Kirche. Ane-Malene sank neben ihm nieder.

Pastor Bjerring befand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Indem Ane-Malene, gelähmt und sprachlos, unter dem Eindruck dessen, was sie gehört hatte, sich befand, vergaß sie ganz ihren Vater. Er lauschte, war aber nicht im Stande, etwas zu begreifen, und erst als Graf Moltke die Bestallung hervorzog, versuchte er, in diese hinein zu gucken. Der Graf verstand seine Pein, faltete das Papier aus einander und hielt es ihm hin. Jenz Karbo's Name stand so deutlich dort geschrieben, daß er sich auf ellenlangem Abstand lesen mußte. Der Pastor schlug vor Verwunderung seine Hände zusammen.

"Du gnadenreicher Gott und Schöpfer!" rief er, "Jenz Karbo Pastor! Und in Helsingør! Das war das größte Glück, das mir altem Manne in dieser Welt noch widerfahren konnte. Ja, ja, es kommt stets wieder, wie ich in der Postille las: Wie wollt Ihr klagen, Ihr gläubigen Leidenden! Eine neue Freude deckt stets die alte Sorge."

Er warf einen Blick auf das Portal vor dem Chor, wo das Bild des gekreuzigten Christus hing, faltete die knöchernen Hände und flüsterte: „Herr und Vater, laß jetzt deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben die Rettung gesehen."

Die Gemeinde hatte sich nach und nach immer näher herangedrängt und bildete einen dichten, geschlossenen Kreis um ihren Geistlichen und die Fremden. Ausrufe und Beifall erklangen wie ein Jubelgesang durch die alte Kirche.

"Kann es möglich sein? Ist es denn auch wahr?" rief Jenz Karbo endlich und griff nach der Erinnerung. "Ihr täuscht mich doch nicht, und der Forstrath und sein Förster, die ich zu sehen glaubte, als ich einschlief?"

"Es war der König," antwortete Graf Moltke. "Die Bittschrift hatte sich aus Eurer Brusttasche hervorgeschoben und der Reittnecht nahm sie. Majestät las sie, merkte sich

die Namen und unterschrieb mit Bleistift seine Sanction, alles ohne daß Ihr das Geringste davon gewahr würdet. Ihr seid mir freilich ein sehr wacher Bittsteller, Jenz Karbo, das muß man Euch lassen. Um nun nicht den geringsten Zweifel übrig zu lassen, so holt uns das Gesuch, das ich von Euch anzunehmen mich weigerte, dann könnt Ihr Euch selbst von Eurem Glück überzeugen."

Jenz hatte dem Gesuch keinen Gedanken von dem Augenblick an geschenkt, wo der Graf Moltke es ihm zurückgegeben hatte. Er wußte nur, daß er heute dieselbe Kleidung trug wie damals bei der Audienz und begann eifrig in allen Taschen zu suchen. Ane-Malene half ihm, aber sie suchten vergebens.

Der alte Pastor lächelte, richtete sich in die Höhe und schritt fest, ohne sich auf seinen Stock zu stützen, hin nach der Bank, wo Jenz vorhin gesessen hatte.

"Ich weiß, wo Du suchen sollst," äußerte er. "Sieh, hier in dem geheimen Fach der Postille liegt deine Bittschrift verwahrt. Ich sagte wol, daß das Buch Dir zum Segen gereichen würde und es beginnt bereits, Wort zu halten, lieber Jenz."

In der Postille lag in der That die Bittschrift und wie Graf Moltke gesagt hatte, stand auf der letzten Seite zu lesen „Bewilligt“

Frederik rex."

Als der alte Prediger den Kirchhof verließ, stand er vor einem verkrüppelten Busch ein wenig still und sah zurück.

"Nun bin ich ausgegangen und verweiset," äußerte er



Heine. Gräfin Rosfi. Fürst Büdler. Pizis. Fétis. Paganini. Bellini. Malibran.

wehmüthig, „aber es ist ein frischer Busch statt dessen emporgeschossen. Der liebe Gott läßt niemals die Buche ihr altes Laub verlieren, bevor nicht das neue Laub hervorproßt.“

Dann gingen sie heim und feierten das Pfingstfest im Pfarrhose in Freuden.

Ein altes Bildchen.

Es existirt eine schlechte, seltene Lithographie aus dem Anfang der Dreißiger Jahre (wir reproduciren hier dieselbe), die doch jedem Theaterfreunde interessant sein und ihm schöne Erinnerungen geben mag.

Es ist eine Gesellschaft musikalischer Kunstgrößen um irgend ein „Wunderkind“ versammelt, sämmtlich porträtgetreu, d. h. mit all ihren charakteristischen Alltags-Allüren nach der Natur dargestellt.

Man sieht da Fétis, „Henri“ Heine, den Prinzen Büdler-Mustau, Paganini, Francilla Pizis, Henriette Sonntag (als Gräfin Rosfi), die Malibran und Vincenzo Bellini. Ein ganzes Musikzeitalter ist da vertreten, Alles, was die Opernherrschaft unserer Aera ausmachte. So fanden sich alle diese Sterne mehr als einmal in einem Pariser Salon zusammen.

Für den Kenner spricht das alte Bildchen eine verständliche Sprache, es versetzt ihn mitten in den „Himmel der Musik“. Es enthält so viel charakteristische Nuancen, es enthält so viel Intimes, daß man in demselben lesen kann wie in einem alten, vergilbten Schriftstück. Wenn man es länger betrachtet, ist es Einem, als ob all diese Gestalten aus ihrem Grabe erständen und mitten in das gesellschaftliche Treiben und in die Oberflächlichkeit ihres Salonlebens zurückgekehrt wären. Wenn es Geister gäbe, welche sich um Mitternacht zu einer schattenhaften Wiederholung ihres Alltagslebens versammelten, eine solche Gruppe müßten die genannten „Sterne“ bilden in irgend einem verlassenem und verschlossenen Pariser Salon, wenn das Mondlicht grell durch die Fenster fällt und die heutige laute Gesellschaft von Operetten-Componisten und Sängerinnen in tiefem Schlafe ruht.

Da ist vor Allem Fétis. Fétis, welcher heute fast vergessen ist von den Laien, der Matabor der Musik-Wissenschaft, der gelehrteste Musiker unseres Jahrhunderts, das unfehlbare Orakel von damals. Ein ältlicher fetter Mann, welcher aber alle diese jungen, blühenden Gestalten überleben sollte, welcher einen Stern nach dem andern verlöschen sah und all das ringende, sich selber verzehrende, flammende, leuchtende Künstler-volk zu Grabe trug.

François Joseph Fétis, 1784 in Mons, wo sein Vater Organist war, geboren, war schon mit seinem 10. Jahre selber Organist seiner Vaterstadt. Im Jahre 1800 kam er ans Pariser Conservatorium, wurde der Schüler Boyeldiens, componirte mehrere damals sehr beliebte Opern (l'amante et le mari, etc.), wurde dann Professor des Conservatoriums in Paris und gründete 1827 die erste kritische musikalische Zeitschrift, die Revue musicale, welche bald eine klassische Autorität wurde. Seitdem lebte er ganz dem theoretischen und historischen Studium der Musik, in welchem er kaum einen Rivalen gehabt hat, und veröffentlichte u. A. die „Biographie universelle des musiciens et bibliographie générale de la musique“, ein in seiner Art unerreichtes Werk. Auch „erfand“ er die historischen Concerte, die seitdem überall eingeführt wurden. Als Director des Conservatoriums in Brüssel gab er mit Moscheles ein großes Studienwerk für das Pianoforte: „Méthode des méthodes de piano“ heraus.

In seinen späteren Jahren, wenn er an den berühmten und glänzenden jungen Kreis dachte, in dessen Mitte er sich hier befindet, und dachte, wie all dies junge Künstler-volk dahingegangen war — manche in Glend und Verzweiflung, manche in jammervoller Krankheit, manche einem düsteren, jähen Gescheh zu Opfer gefallen, da mochte wol der Greis denken: „Wohl mir, daß mir der Himmel nicht Genie, sondern nur Talent verliehen hatte!“

Neben ihm steht Paganini. In der echten Haltung, welche man an ihm kannte in den Salondenen: lütkisch, häßlich, unheimlich. Der Mann, welcher Alle abließ, wenn er ohne seine eigentliche, himmlische Seele da stand, ohne sein Instrument, und der Alle bezauerte, entzückte, zur Anbetung hinriß, wenn er diesem alle Süßigkeiten des Himmels und alle Schauer der Hölle entlockte. Paganini war in der That ein Räthsel in Menschengestalt, oder vielmehr die Lösung des Räthfels der Menschheit: ein Satan ohne sein Talent, ein Engel, sobald er seine Gottesfunken sprühen ließ! So ist jeder arme Mensch: verschroben, armelig, mit tausend düsteren Sünden behaftet, trotzig, selbstjüchtig, rachsüchtig, ehrgeizig, neidisch und engherzig. Doch wenn die Liebe, der Genius, das Bessere in seinem Wesen erblühen läßt, dann wird der Mensch strahlend, liebevoll und liebegelbend.

Es war Niemand, den Paganini im gewöhnlichen Verkehr nicht abließ; Jeder fand ihn lächerlich, grotesk, abschreckend. Man lese alle seine Biographien: Niemand fand Freude an dem verschlossenen, verstockten Menschen, der keine Zuneigung kannte und dem man nur Mißtrauen, fast Abneigung entgegenbrachte. Und doch blieb Niemand von all seinen Feinden und Gegnern ungerührt, sobald der König der Violinisten „seine Seele in die Hand nahm“ und derselben die ganze Welt des Gemüths entlockte — man bewunderte, man war berauscht. Die Geige Paganini's war in der That eine Seele — seine Seele, und sprach sie aus seinem Instrumente.

Und wenn dann die Leute, nachdem sie ihm zugejubelt, den Concertsaal verließen, in Thränen aufgelöst, berauscht vom Gehörten, liebestrank für den Künstler, der so aller Himmel Himmel und die finsternen Schluchten des Abgrundes geöffnet hatte, und man sah dann den häßlichen, finstern, zornigen, höhnen Mann, stotternd, rechnend — dann war man wie erwacht. Und man versuchte es, das, was man gehört, mit dem, was man sah zu erklären. Was hat man wol alles über ihn gefabelt? In seiner Jugend habe er eine düstere That vollbracht, eine Verführung, oder einen Mord, unter den grauenhaftesten Umständen, und er sei dafür von den Gerichten seines Landes zum Tode oder zu entehrender Strafe verurtheilt worden.

Was an dieser Sage wahr? Niemals ist die Jugend Paganini's ergründet worden und niemals die Verschlossenheit seines Künstlerlebens, das ganz Gelbgier und Praxis war. Nur einen Knaben liebte er, einen Verwandten, wie es hieß, dem er alles hinterließ, der ihn überall hin begleitete. War es sein Kind? Paganini's Grab birgt das Geheimniß seines Lebens.

Dann sehen wir auf dem Bilde Heinrich Heine. Nein, Henri Heine, den „ungezogenen Liebling der Grazien“, der damals als Löwe der Pariser Salons in Estarpins über die Pariser Parquets tanzte. Ein seltsames Profil ist dieser Heine auf dem Bilde, lebensecht von damals: dieses pomadisirte Doups, wie Teufelshörchen über der Stirn; die kritische Hand droht dem Wunderkind beinahe eine kritische Ohrfeige.

Man sieht ferner Fürst Büdler-Mustau. Hervorragend durch Geist und Rang, charakteristisch, wie ich kein anderes Porträt weiß; mit dreifachen Augen: den eigenen, einer Brille und par dessus le marché noch eine Vorquettel! Das ist des Guten wahrhaftig zu viel. Wer allzu vollkommen sein will, übertreibt sich. Das war der Schatten in des Fürsten Gebahren. Der geistvolle, geniale Mann war nicht zum Dichter geboren und wollte doch schreiben, berühmt sein, blenden um jeden Preis. Er nahm also Alles zusammen, was ein Buch macht: Wissen, Kunststimm, Wit, Kritik, Phrasen, Poesie, und schrieb Bücher, welche in allen Farben funkten und dennoch keine feste Gestalt zeigten: Briefe eines Verstorbenen, Semilaffos vorletzter Weltgang, Semilaffo in Afrika etc. Bücher,

welche die Welt durch „drei Brillen“ sahen und daher ein herrliches Funkengewirre, aber keinen Gedanken geben.

Am Piano steht eine gewaltige Berühmtheit jener Zeit, welche heute nur mehr dem Musikfreunde geläufig ist: Francilla Pixis. Francilla, eine deutsche Sängerin, welche Italienerin wurde. Francilla war die Adoptivtochter des bekannten Musikers Pixis. Als solche ward sie durch ihren einflussreichen, mit allen Directoren, Journalisten und Kunstgrößen bekannten Adoptivvater in den Stand gesetzt, ein „Stern erster Größe“ für ihre Zeit zu werden. Sie war jaust hübsch genug, um von dem Dichter „schön“ genannt zu werden, sie hatte Stimme genug, um von dem Publicum für eine Sängerin ersten Ranges genommen zu werden, und sie hatte Schule genug, um eine Zeitlang als erste Künstlerin zu prangen, und sie war gebildet, belebt und dramatisch belebt als alle ihre Colleginnen, so daß auf der Bühne ihr freilich oft übertriebenes Spiel verblüffte.

Da ihr das damalige Deutschland nicht Raum genug bot für ihre Künstlerkraft, oder vielleicht weil sie die geniale Schröder-Devrient fürchtete, gab sie sich als Italienerin und sang die meisten ihrer Partien in Deutschland italienisch. Ihren Haupterfolg hatte sie in grotesken Charakteren, wo ihr leidenschaftliches Spiel am Platze war. So zum Beispiel als Gabriella di Bergy. (Die bekannte Historie der Schloßdame, welcher von ihrem Gatten das Herz ihres Geliebten präsentiert wird.)

Francilla leuchtete eine Zeit lang und verschwand dann so spurlos, als ob sie wirklich ein „Stern“ gewesen wäre.

Neben ihr erbliden wir die Gräfin Kossy — jene Gräfin Kossy, welche einst Henriette Sonntag gewesen war und welche später, viel später! wieder Henriette Sonntag werden sollte, eine Henriette Sonntag mit müdem Herzen, unsicherem Sange, ihren gräflichen Namen mit sich schleppend, für den sie Geld verdienen sollte. Arme Henriette! Du warst eine echte Künstlerin, wenn auch Mad. Catalani von dir sagte: „elle est grande dans son genre, mais son genre n'est pas grand.“ Ein Theaterkind echter Sorte, mimtest du schon neben deiner Mutter, welche eine der besten Schauspielerinnen ihrer Zeit und den Pragern unvergesslich war, kleine Rollen mit der Routine einer Alten, und als man deine Stimme entdeckte, diese holde Stimme, da erlaubte man dir, das zu werden, wofür dich der Himmel geschaffen hatte: eine Sängerin. Eine Sängerin mit einer so weichen, lyrischen Sprache, wie man sie seither nicht mehr gehört.

Jeder ihrer Töne war süß, goldig, sonnig. Dabei hatte sie eine Leichtigkeit und eine Eleganz in ihren Fiorituren, die sie auch in Kossy'schen Opern zur Specialität machte; sie mißbrauchte aber diese Virtuosität nie, verließ vielmehr allen ihren wälschen Partien ein deutsches, sinniges Wesen.

Und wie lieblich und mädchenhaft blieb ihr blondes Gesichtchen bis zu Ende! Es war das Antlitz des echten deutschen Mädchens aus dem Volksliede. Im Nu stand die kleine Henriette auf dem Zenith ihres Ruhmes und alle Zungen wurden laut, um ihre Künstlerkraft zu verkünden. Sie erregte einen Enthusiasmus, wie er damals ohne Gleichen war. Sie bezauberte die Herzen.

Ihr tadelloses Privatleben führte die größten Namen zu ihren Füßen, und als sie aus Allen den Grafen Kossy gewählt, erhob sich nicht eine Stimme aus Adelskreisen gegen die neue Gräfin, man empfing sie mit offenen Armen.

Sie war nun Gräfin Kossy, sie war aus einer Künstlerin eine Mäcenatin geworden, sie brillirte in den Salons von Paris. Immer aber blieb sie das holde Geschöpf von einst. Da kam eine Zeit, wo das „Wappen“ Geld brauchte und sie wieder singen sollte vor zahlenden Leuten, nach langer Abwesenheit von der Bühne. Welch ein Kampf für die einstige Weltberühmtheit! Sie wußte nur zu gut, daß eine „zweimalige“ Berühmtheit ein Unbding sei und meistens in Lächerlichkeit ausgehe. Sie besaß noch schöne Mittel, aber zweimal kam nie dieselbe Höhe wieder erreicht werden.

Die Liebe für ihren Gatten, für die Kinder, ließ sie jedoch diesen Schritt thun. Er mißlang nicht. Sie wurde mit der alten Begeisterung umschwärmt, aber sie fühlte vielleicht doch den gewaltigen Unterschied von einst, und — sie ging nach Amerika. Dort konnte sie diesen Unterschied nicht empfinden. Sie starb dort an einer Epidemie, mitten in ihren ersten Erfolgen. Glückliche, arme „Gräfin Kossy!“

Nun gelangen wir aber zur bedeutendsten und — eigenartigen Gruppe des Bildchens: Madame Malibran und Vincenzo Bellini. Madame Malibran, welche bis heute die geliebteste und gefeiertste und eigenartigste Sängerin aller Zeiten geblieben ist, die verkörperte Kunst, und ihr Tondichter, der all seine Meisterwerke für sie sang, für ihre Stimme berechnete, für ihren Genius.

Die Biographien der Weiden melden nichts von einem Liebesverhältnis zwischen ihnen. Von Bellini weiß die Historie nur zu sagen, daß er ein wenig eitel, ein wenig pomadisiert, ein wenig allzu hübsch war in der Erscheinung. Aus dem Privatleben der Malibran sind die Romane bekannt, welche sie als Tochter des wilden Garcia und als Primadonna der Oper ihres Vaters in Amerika erlebte, wie sie dann einen Geldmann heirathete, von ihm geschieden ward, sich in den schönen Violin-Virtuosen Veriot verliebte und an der Erkenntniß, daß er in ihr nur die Berühmtheit und nicht das Weib geheirathet hatte, starb. Daß sie Bellini einfach als Componisten und nicht als Geliebten geliebt hat, ist gewiß. Aber er, der geniale, junge, stille, schüchtern Mann liebte sie, erzählt die Sage, mit allen Liebesblumen seiner Seele, die voll klingender Thränen funkelt.

Und als er erkannte, daß sie ihn nicht wieder liebe, starb er; aber starb, indem er ihr in seinen Phantasien eine Grausamkeit vorwarf, an der sie doch unschuldig war. Sein Tod traf sie tief. Sie konnte seitdem keine Opern nur mit einem geheimen Grauen singen; immer glaubte sie den Schatten des Mannes vor sich zu sehen, den sie durch seine eigenen Lieder so zu sagen aus dem Grabe rief.

Und genau ein Jahr nach seinem Tode starb auch sie. Das ist, wie gesagt, nur intime Sage der Conlissenwelt. Aber wie seltsam wird diese Sage bestätigt durch das alte Bildchen, welches noch zu Lebzeiten der Weiden gezeichnet wurde: Bellini sitzt zu den Füßen der Malibran, in Verzückung empfindend zu ihr, wie zu dem Sterne seines Lebens, und sie berührt ihn lächelnd mit einer — Reithpeitsche, wie man ein treues Hündchen neckt.

Diese Gruppe ist an und für sich eine Biographie zweier

Unsterblichkeiten, die man in keinem Buche findet und welche daher wohl dem Vergessen entzogen werden sollte.

Arme Menschenkinder, die ihr längst schon ausgeglüht, arme Größen, die ihr längst schon zu Staub geworden, arme Berühmtheiten, die ihr nicht mehr singet und saget und die ihr nur fortlebet: im Lichte der Kunst und im Schatten des Schmerzes!

Vom Freienwalder Jubiläums-Feste.

Das schöne Fest, auf das in diesem Blatte S. 3. vorbereitend hingewiesen wurde, hat den glänzendsten und interessantesten Verlauf genommen. Vieles wirkte dazu mit: Die wunderbare Lage des Ortes, welche wie zum Hintergrund für ein buntes Fest von der Natur geschaffen scheint; der Charakter der Bevölkerung, die einen sehr ansehnlichen Procentfuß von Wohlhabenheit, Geschmac und Intelligenz zeigt, und in welcher selbst durch die einfachern Bürgerkreise ein so großstädtisch angehauchter Zug geht, daß die Stadtvertretung vor der Bewilligung einer sehr erheblichen Beisteuer aus Stadtmitteln nicht mit einer Stimme zurückschreckte und der ehrsame Handwerksmeister seine Abneigung gegen persönliche Theilnahme an einem öffentlichen Costüm-Mummenschanz muthig überwand; die Möglichkeit, eine akademische Kunstjüngerschaft wie die Berliner zur werththätigen Theilnahme heranzuziehen und die Beihilfe einer Autorität auf dem Gebiete des Festarrangements wie Dr. Emil Jacobsen zu gewinnen, der außerdem die praktischen Erfahrungen von seinem Bernauer Hufschmied her hinter sich hatte; dazu ein ausgiebiges und dankbares Festmotiv — bessere Fundamente für den Aufbau eines großartigen öffentlichen Costümfestes sollen noch gefunden werden.

„Der große Kurfürst mit Gefolge von Berlin her eintreffend, von der Stadt in festlichem Aufzuge empfangen und zum Brunnen geleitet; dort Zuschauer bei einem Volksfeste, in welches sich ein Theil seines Gefolges mischt“: das waren die Grundlinien, wie sie von uns in Gemeinschaft mit den Vertretern der Berliner Künstlerjugend im Detail belebt worden sind.

Der Kurfürstenzug equipirte sich in Berlin selbst, der Bürgerzug that dies in Freienwalde, das überdies sämmtliche beim Zuge betheiligte Damen lieferte — und mit Stolz liefern zu können verprießene durfte! Denn auch der Procentfuß jugendlichen Frauen- und Mädchenreizes in allen Ständen ist da ein ungewöhnliches.

Wie im Fieber, zuletzt Tag und Nacht, arbeiteten zarte Hände unermüdet, die Kleidamen und farbenprächtigen Festtrachten der Uebergangszeit vom Barock zum Rococo rechtzeitig fertig zu stellen. Da wurde weder an Stoff noch Zuthat gespart, um Geschmacksvolles, Glänzendes und — „Rechtes“ zu gewinnen. Gab es doch wohlhabende Bürgermädchen sogar, die zu gutem Sammet und guter Seide griffen!

So rückte unter unendlicher Arbeit aller Betheiligten der bedeutungsvolle Termin heran. Ein wundervoller frischer Tag blaut! In den überreich geschmückten Straßen voll Tannenzweigen, grünen Mästen und wehenden Fahnen, zwischen den Häusern voll Grün und Blumen, Teppichen und Inschriften wirtte unenliches Gebränge von Zuschauern und costümirten Gestalten, bis sich letztere gegen Mittag in den Schloßpark verloren.

Der Kronprinz hatte, ehrerbietigst eingeladen, seine Theilnahme zugesagt und kam, unvergleichlich gelaut und von bezaubernder Leutseligkeit. Prinz Heinrich war mit ihm, sonst nur ein kleines Gefolge. Langsam ging die Fahrt durch die festlichen Straßen, bis endlich der Wagen in den Weg zum Schloßgarten einbog und auf der oberen Schloßterrasse anhielt.

Die offene Thür des Gartenjalons ließ den Blick auf einen Halbkreis junger Damen frei (der nämlichen, welche die Illustration zur Ansichtung bringt); in ihrer Mitte die Sprecherin, Tochter des Bürgermeisters, mit einem Korb voll Rosen. Die Mutter derselben übernahm die Bitte um Eintritt.

Ein reizendes Bild, diese vierzehn graziösen Mädchengestalten in der Kleidamen, nach Künstlerangaben farbig gestimmten Tracht der eigentlichen Prunkzeit! Faltige Kleider mit gepufften Ärmeln, von den Schultern niederfallende, von Schwan eingefaßte Schleppen, beides verschieden an Farbe: Mattblau und Dunkelblau, Hellblau und Dunkelroth, Gelb und Braunroth mit Goldstickerei, Gelb mit Kirchroth, Gelb mit Marineblau, Weiß mit Blau, in Kashmir und Seide, Seide und Sammet, und jedes Kostüm doppelt vertreten; dazu blühende Gesichter mit den historischen hohen Frisuren, durch zwei Spangenzweifen gefaßt, hinten Locken, zum Theil Puder im Haar. Eine Farben-symphonie, welche aus dem Halbkreis des Gartenjalons mit wunder-voller decenter Wirkung hervorleuchtete.

Ueberrascht trat der Prinz ein, anmuthig trat die Sprecherin vor, den hohen Gast mit einem stimmungsvollen Sonett begrüßend, das mit den Worten schloß:

„Zu Euren Füßen heut, wie jeden Tag,
Streut unsre Mädchenjugend ihre Rosen.“

Liebenswürdig wehrte der Kronprinz ab: „Wie? Mir allem Manne wollen Sie noch Rosen streuen!“

Und doch erreute ihn sichtbar die zierliche Huldigung, und er ließ sie gültig geschehen. Dann blickte er von der oberen Stage voll Interesse hinab auf die Terrasse, wo jetzt vom Pavillon her der kurfürstliche Zug vorbeifiltrierte, Trompeter, Adelige zu Fuß, der Kurfürst, porträtiert, mit dem Kronprinzen zu Pferde, berittene Adelige und hohe Militärs, Stadthauptmann und Landeshauptmann. Hinter einem Herold der Wagen der Kurfürstin mit vier Pferden bespannt, daneben vier Fagen und zwei Mohren auf dem Tritt. Der Wagen, ein hoher, geschlossener, ächter alter Hofgalawagen, mit prächtiger frischer Barockmalerei, im Fond die Kurfürstin mit Kammerdamen und dem Prinzen Ludwig. Als Gefolge sechs-zehn Ehren Damen in Prachtgewändern mit Courfschleppen: lila Seide mit lila Sammet, gelber Brokat mit rothem Atlas, seegrüner Atlas mit rothem Sammet u. s. f., außerdem sechs Kammerherren. Nun ein unbeschreiblich mannigfaltiger Zug: Feldmarschälle, einer der alte Derfflinger, ein Duzend Dragoner, Künstler, Gelehrte, Frankfurter Studenten unter Führung eines Magisters, berittene preussische Edelleute in polnischer Tracht, die Regergelandschaft der Colonie Friedrichsberg auf einem der Reit-dromebare aus dem Zoologischen Garten, der Hofküchenwagen, Bauern, welche Schafe und Ziegen trieben, Bagagie, darauf Artillerie mit einer köstlichen Nachbildung eines alten Geschüzes aus der Ruhmes-halle, welche der treffliche Köhling beigeleuert. Vor dem Schloß-gartengitter stand da der eielgezogene Wagen eines Quackalbers, um ihn verschiedenes Gesindel, Landstreicher und Handwerksburden.

Der Kurfürst war mit dem Kronprinzen und vom Pferde gestiegen und trat an den Galawagen, als dieser auf der Terrasse anlangte, um der Kurfürstin herauszufahren: eine pompöse Erscheinung in licht-

blauem Atlas mit Silberstickerei, hinten eine Schulterhülle von Purpursammet mit Hermelineinfassung, in dem welligen Wollhaar ein Diadem von Brillanten. Das Paar nebst dem Prinzen und dem nächsten Gefolge umschritt das Schloß und trat auf die entgegengesetzte, tieferliegende Terrasse. Auch die Zuschauer im Schloß wechselten die Fenster.

Eine Steintreppe führte auf die dritte tiefste und größte Terrasse: und da entfaltete sich auf ein Signal, mit Musik eingeleitet, der städtische Begrüßungszug. Ein Bild, das in seiner Art so interessant wie die vorhergehenden war. Mehrere hundert Freienwalder, zum weitaus größten Theil dem Bürgerstande angehörig, zogen daher: vier Stadtbläser, Schützen in alter Tracht, der berittene Träger des Stadtbanners, nun der Bürgermeister in schwarzem Sammet mit dem Stabe, hinter ihm ein Page, welcher den Becher mit dem Willkomm-Trunk trug, sowie die Rathsherrn. Während diese Spitze des Zuges in den Mittelweg einbog und sich auf die Treppe zu bewegte, Schritten weiter: die Richter, der Scharfrichter mit Gefellen in rothen Wälschern mit Beil und Schwert, Edelleute aus der Gegend, Patricier, Geistliche, Lehrer mit Schülkern, Kunstmeister und Gewerke, nach altem Recht voran zu Pferde die Schlichter in rothen Mäusen, dann Maurer und Zimmerleute, Schmiede und Schlosser, Tischler, Töpfer, Maler, Schneider, Schuster, die Bergleute des einstigen Mannwerks, Brunnengäste, Bürger und Bauern in wendischer Tracht mit Kindern. Die ehrsamten Meister des Handwerks mit Innungsladen und Emblemen repräsentirten ihre Vorfahren vortrefflich.

Der Bürgermeister von weiland schritt die Treppe hinauf bis vor den Kurfürsten; der Page mit dem Trunk folgte. Eine Kniebeugung, Gruß und Gegengruß in feierlicher Form, und während der durchlauchtige Gast trank, scholl ein Hoch dreimal über den Platz und fand sein Echo an der Bergwand. Dann setzten sich die Züge in Bewegung, um mit kurzem Umwege den Brunnen aufzufuchen.

Die Gestaltung der Gruppen war wesentlich das Verdienst eines Comités von jungen Berliner Künstlern, an ihrer Spitze der geistvolle und für künstlerische Arrangements unvergleichlich begabte Max Schmidt; außer ihm, voll Aufopferung thätig, die Herren Rosse, Lefsch und Beerwaldt. Auf dem Brunnen erwarteten die Kurfürsten eine Ueberraschung, deren Ausführung dem Schreiber dieses überlassen blieb. Während der Kronprinz mit Gefolge und mit den Spitzen der städtischen Behörden seinen Platz in der Loggia des Curhauses einnahm, langte der Zug auf dem Festplatze an, und die kurfürstliche Gruppe begab sich eine improvisirte Treppe hinauf zu seinem Prachtzelt auf der einen Seite eben jener Loggia. Gegenüber lag die Freienwalder Haupttrinkquelle, die Königsquelle, deren Tempelchen die plazumschließenden Säulenzüge mit dem alten Logirhausbau Friedrich Wilhelms des Ersten verbindet. Sie war von einer blauen Portiere verhängt, eine Treppe führte für diesen Tag über die Balustrade, und durch die Portiere treppab stiegen jetzt paarweise, sich zu einem Spalier entwickelnd, dreißig als Wassergeister verkleidete Kinder, Larlarlar in allen Nüancen von wasserblau über weißer Unter-gewandung, Seerosenkränze im locken Haar und hohe Schiffsbündel präsentirend, und zwischen ihnen hindurch bewegte sich der Wassergott Neptun mit fünf Freienwalder Duellnymphen in phantastischem Rococo-Nymphenkostüm zu dem Kurfürstentzelt hinüber und stieg da treppauf. Selbstbewußt und wohlwollend zugleich begrüßte er den Fürsten in den steifen bombastischen Alexandrinern seiner Zeit und stellte die Nymphen vor, von denen drei sich in poetischer Wechselbegrüßung ergingen, worauf die Nymphe der Königsquelle dem hohen Gurgast ein Trinkgefäß voll Brunnen reichte. Dieser schluckte wohl oder übel und bedankte sich scherzhaft, dann stieg der okeanische Besuch wieder abwärts, nicht ohne auf halber Treppe durch ein erneutes Hoch auf das Haus Brandenburg, das eben jetzt wieder sein Scepter über das Meer hin bis zu deutschen Colonien in Afrika hinreckt, einen wirksamen Abhluß zu geben. Im Kurfürstentzelt aber trat ein Marschall vor und kündigte den Beginn eines vom Kurfürsten gegebenen Volksfestes mit freier Bewirthung an.

Es war zwei Uhr geworden, der Kronprinz, der während seiner Anwesenheit auf dem Brunnen mit den Kindern, den Nymphen, der kurfürstlichen Gruppe geherzt und bis zuletzt alles durch warmen Beifall, frische Laune und offene Freundlichkeit bezaubert hatte, nahm Abschied, da seine Zeit drängte. Unter brausendem Hochrufen der Menge trug der Wagen den Abgeliebten davon.

Damit hatte das Fest in der Hauptfache sein Ende erreicht. Was nun noch folgte, ein exclusives Diner im Curiaal, ein Ballsitt am Abend, Feuerwerk und Illumination stand nur in losem Verbande zum Fest. Ein fröhliches Nachspiel am folgenden Tage schloß das Ganze aufs Freundlichste ab.

Victor Blüthgen.

Ueber Feld.

Gemälde von G. L. Seymour. (S. d. Illustr.)

Durch Wiesen und Korn, zwischen Hecken und Dorn wandelt die junge Miß dahin am schönsten Junimorgen, hoch über ihr in blauen Aether jubeln die Lerchen. Die Schwalben schwingen sich leichtschellen Fluges zwitschern dahin. Leicht säuselt der linde Lufthauch des Sommertages in den hohen blüthenreichen Gräsern; und die noch grünen ährenschweren Halme zu beiden Seiten ihres Weges wogen von seinem sanften Athem getroffen, der mit den Straußenfedern auf dem breiten seidengefütterten Hut der Schönen und in ihren voll und traus über die Stirn hereinschattenden braunen Haaren spielt. Aber die großen klugen Augen in dem feinen Gesicht, welche sonst aller Schönheit der Welt weit erschlossen waren, auf Alles merkten, Alles beobachteten, — sie blicken heut träumerisch hinaus ins Leere oder ins eigene Innere. Träge sie in ihren, mit den modischen, langen, dunkeln Seidenhandschuhen bekleideten Händen statt des Sonnenschirmes den „Sommerhut“, so könnte man die lebenswürdige Mädchengestalt als eine Illustration zu Theodor Storm's bekannten Versen ansehen:

„Sie war doch sonst ein frisches Blut,
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut,
Und duldet still der Sonne Gluth,
Und weiß nicht was beginnen.
Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen.“

Aber nicht nur deren „sehnuchtrübe, schluchzend lang gezogene Töne“ sind schuld daran, daß Miß Arabella so traumverloren ohne Ziel und Zweck across the fields dahinwandelt. Es ist kein unbestimmtes Sehnen mehr, das ihre junge Brust beht und schwellt. Was aus ihren braunen Augen leuchtet, ist das freudige Bewußtsein des geschickten Glückes (soweit das Glück einem armen Menschenkinde auch nur für die nächste Stunde, ja Minute gesichert sein kann!); jenes Glückes, das sich in einer ganz bestimmten Person für sie ver-

